

Zwischen Wunsch und **Wirklichkeit**

Elterngeld, Kitaplätze, Teilzeitarbeit – es ist viel getan worden, um Müttern und Vätern die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu erleichtern. Aber hat sich dadurch Entscheidendes verändert? Wissenschaftler ziehen eine erste Bilanz

Text: CONSTANZE VON BULLION
Protokolle: ELISABETH HUSSENDÖRFER
Fotos: ANTONINA GERN



Vier Töchter hat das Ehepaar Wörner, beide Eltern haben zeitweise beruflich pausiert – und immer das Vertrauen gehabt, dass sie den Alltag bewältigen können **(siehe auch Seite 126)**



»Die Männer versklaven sich bei ihren Arbeitgebern«

Martin Sagel, 40, aus Kerpen, kündigte seine Anstellung bei einer Bausparkasse, um von daheim aus zu arbeiten

Ich bin nach der Scheidung meiner Eltern mit meinem Bruder bei unserem Vater aufgewachsen. Schon als Grundschüler führten wir den Haushalt. Mein Vater, ein Computertechniker, kam selten vor 19 Uhr heim. „Ich hab euch ja kaum groß werden sehen“, sagte er später einmal und wirkte dabei traurig.

Als meine Frau schwanger war, stand ich vor dem gleichen Problem: Als freier Handelsvertreter einer großen Bausparkasse musste ich zu bestimmten Zeiten in den Niederlassungen anwesend sein. Dazu kamen Termine bei Kunden, meist am Abend oder am Wochenende.

In dieses Leben passte kein Kind. Genau so sagte ich es, als meine Frau und ich über die Zukunft sprachen. Deshalb stellten wir unser Leben auf den Kopf: Wir richteten ein altes Reihenhäuschen ein, und ich sagte der Bausparkasse Adieu. Stattdessen unterzeichnete ich einen Vertrag bei einem Maklerbüro, das ausschließlich Mitarbeiter beschäftigt, die daheim arbeiten.

Es war ein Risiko; unser Lebensstandard hätte drastisch sinken können. Denn ich arbeite nicht so viel wie zuvor. Aber das Modell funktionierte so gut, dass meine Frau bald wieder für einige Stunden pro Woche als Beamtin ins Büro ging und dann für das zweite Kind pausierte. Und ich konnte tun, wonach ich mich so gesehnt hatte: täglich mit meinen Kindern frühstücken, an Festen in Kindergarten und Schule teilnehmen, sie zum Turnen fahren oder von Geburtstagsfeiern abholen.

Ich weiß, welche Schuhgröße die Kleinen haben und was sie gern an Essen in ihrer Frühstücksbox mögen. Wenn sie etwas bedrückt, kommen sie zu mir ins Büro und vertrauen sich mir an.

Sehe ich mich im Bekanntenkreis um, habe ich den Eindruck: Die Männer versklaven sich bei ihren Arbeitgebern. Immer wieder beklagen sie, wie selten sie bei ihrer Familie sind.

Deshalb habe ich vor sechs Jahren einen Vater-Kind-Kreis gegründet: Männer und Kinder gehen zusammen zelten, fahren Kanu, verbringen bewusst Zeit miteinander.

So geben wir den Kleinen etwas – und bewahren uns Erwachsene hoffentlich davor, später etwas zu bereuen.

Es ist im Augenblick viel von Frauen die Rede und von der Frage, wie sie Familie und Beruf vereinbaren können. Aber vielleicht sollte man zur Abwechslung einmal mit den Männern beginnen.

Da ist zum Beispiel der kleine Herr, der am 7. Juni 2015 auf der Bühne der Stadthalle Bielefeld steht. Er ist 67 Jahre alt, Politiker, einer von der Sorte, die nie um Antworten verlegen ist.

Jetzt steht er am Ende einer langen Rede vor Anhängern auf einem Parteitag, sie jubeln. Der kleine Herr aber kämpft mit den Tränen. Ringt um Worte. Presst eine Art Geständnis hervor.

„Ich habe viel zu wenig Freundschaften gepflegt, ich hatte viel zu wenig Zeit für meine Angehörigen“, sagt Gregor Gysi. Vor ihm stehen seine Kinder, seine Schwester, seine geschiedene Frau, die alle zum Parteitag angereist

Er hat beruflich alles erreicht – und privat **das Wichtigste** verpasst

sind. „Es tut mir sehr, sehr leid“, sagt Gysi, dann versagt ihm die Stimme.

Nun kann man den Berufspolitiker Gregor Gysi für einen begnadeten Selbstdarsteller halten. Aber an jenem Tag, als der Vormann der Linkspartei seinen Rückzug aus der ersten Reihe im Bundestag bekannt gibt, gerät das Showgeschäft Politik für einen Moment ins Stocken. Und ein Mann, der beruflich so ziemlich alles erreicht hat, gibt zu: Er hat das Wichtigste verpasst.

So etwas kommt selten vor, besonders in einer Generation von Männern, die in den Aufbaujahren nach dem Zweiten Weltkrieg groß geworden ist.

Die in dem Glauben lebte, mit etwas Geschick fast alles haben zu können: Karriere und Familie, beruflichen Erfolg und privates Glück.

Dass er das Erste bekommen hat, aber um den Preis des Zweiten, hat Gregor Gysi wohl erst zum Ende seiner Laufbahn begriffen. Zwei Ehen sind auf der Strecke geblieben und kostbare Stunden mit Freunden und Kindern. Er bedauert das, sehr, auch öffentlich.

Aber muss das eigentlich so sein? Ist die Bundesrepublik nicht längst weiter? Alle paar Monate erscheint in Deutschland eine Studie, wonach Männer und Frauen sich gleichberechtigte Partnerschaften wünschen, in denen Mütter und Väter ihre Berufswünsche verwirklichen können und trotzdem beide Zeit für Kinder haben. Ein Blick in die Zahlen allerdings verrät: Dieser Wunsch und die Wirklichkeit klaffen oft noch weit auseinander.

„Wie die Zeit vergeht“: Mit diesem fast wehmütigen Titel ist eine Untersuchung des Statistischen Bundesamtes

Eltern arbeiten pro Woche im Schnitt **zehn Stunden mehr** als Kinderlose

überschrieben. Darin wird ausgewertet, womit rund 11 000 Menschen in Deutschland zwischen August 2012 und Juli 2013 ihre Zeit verbrachten.

Herausgekommen ist das Bild einer Gesellschaft, die sich verändern will, auch hinsichtlich der Arbeitsteilung in Familien. Die aber nicht recht zu wissen scheint, wie das gelingen kann.

Die Untersuchung zeigt, dass sowohl bei Frauen als auch bei Männern in Deutschland die Erwerbsarbeit seit der letzten Erhebung vor 14 Jahren zugenommen hat: 2001 gingen Frauen im Schnitt gut 13 Stunden pro Woche einer bezahlten Tätigkeit nach, 2012 waren es etwas mehr als 16 Stunden. Auch Männer verbringen heute mehr Zeit im Büro oder auf Montage als früher, sie arbeiten im Schnitt täglich 30 Minuten länger.

»Geplant war dieses Leben so nicht«

Ana-Cristina Grohnert, 48, Hamburg, kann ihren Top-Job nur dank fremder Hilfe mit der Familie vereinbaren

Warum bist du nicht bei deinen drei Kindern? Diese Frage höre ich oft. Ich muss dann aufpassen, sie nicht als Vorwurf zu verstehen. Denn manchmal will der Fragende einfach nur wissen, wie mein Mann und ich unseren Alltag organisieren. Dann erzähle ich: Ich bin von Montag bis Mittwoch für eine Wirtschaftsprüferfirma auf Dienstreise, er legt seine Auswärtstermine als Bankier auf Donnerstag und Freitag. So ist zumindest abends und nachts immer einer von uns zu Hause. Tagsüber kümmert sich eine Kinderfrau um unseren Nachwuchs.

Es ist mir immer wichtig gewesen, dass die Kinder zu Hause betreut werden, ein gutes Essen auf dem Tisch steht, die Hausaufgaben erledigt werden. Das geht nur mit qualifizierter Hilfe. Dafür haben wir, vor allem anfangs, ganze Monatsgehälter aufgewendet.

Über die Jahre ist bei den Kindern das Vertrauen gewachsen, dass wir nicht persönlich anwesend sein müssen, um für sie da zu sein. Sie können uns jederzeit erreichen. Wenn mein Telefon klingelt und auf dem Display der Name eines meiner Kinder erscheint, hebe ich ab, egal wie wichtig mein Meeting ist. Denn ich weiß, dass die Ergebnisse beim Hockey oder der Streit mit der Freundin für ein Kind die Welt bedeuten können. Oder die Freude über eine Eins in Mathematik sofort geteilt werden muss. Die Geburtstage meiner Kinder plant meine Assistentin, aber es ist noch nie vorgekommen, dass ich den Tag nicht mit den Kindern verbracht habe. Auch zu Schulfesten nimmt sich mindestens einer von uns frei.

Ja, ich bekomme viel Unterstützung. Und es war wohl auch Glück, dass meine Vorgesetzten immer Verständnis hatten. Aber ich glaube, vor allem hilft uns eine stramme Organisation. Alle Termine sind auf den Mobiltelefonen der Familie zu sehen, und jeder weiß, was bei den anderen gerade ansteht.

Geplant war dieses Leben so nicht. Als jüngste von vier Schwestern war ich mir immer sicher, einmal viele Kinder haben zu wollen. Aber nach einem praxisbezogenen Studium konnte ich mich im Beruf sehr schnell entfalten, das hat auch viel Spaß gemacht. Die Frage „Kind oder Karriere?“ habe ich mir nie gestellt.

Ich habe nicht den Eindruck, dass es den dreien geschadet hat, dass ich bei Schulfesten nicht aufwendig Kuchen backen konnte, sondern gesagt habe: Ich bringe die Würstchen mit.



Nun könnte man annehmen, dass die Menschen diese zusätzlichen Stunden am Arbeitsplatz mit kostbarer Familienzeit bezahlen.

Das ist aber nicht der Fall: Gemäß der Untersuchung des Statistischen Bundesamtes verbringen Männer und Frauen, die Kinder haben, sogar etwas mehr Zeit mit ihrem Nachwuchs als früher. Für Spielen und Sport bleiben immerhin sieben Minuten mehr pro Tag als elf Jahre zuvor. Die Hausaufgabenbetreuung wurde, wenn auch nur minimal, von 43 auf 47 Minuten ausgedehnt.

Berufstätige Mütter nehmen sich laut Studie fast genauso viel Zeit für Gespräche mit den Heranwachsenden und fürs Vorlesen wie nicht berufstätige Mütter. Dafür ersparen sie sich im Vergleich zu Vollzeitmüttern eine Dreiviertelstunde am Tag bei der Beaufsichtigung ihrer Kinder. Mit anderen Worten: Sie konzentrieren sich auf die wertvollsten Augenblicke mit dem Nachwuchs und überlassen das reine Aufpassen auch mal anderen, zum Beispiel einem Babysitter.

Frauen verbringen **doppelt so viel Zeit** mit ihren Kindern wie Männer

Frauen können Job und Familie heute also etwas besser vereinbaren, als manche das erwarten. Aber: Beide Elternteile müssen sich dafür besonders anstrengen.

Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes arbeiten Väter und Mütter, auch alleinerziehende, im Schnitt wöchentlich zehn Stunden mehr als Kinderlose – vorausgesetzt, man versteht unter Arbeit sowohl unentgeltliche als auch bezahlte Tätigkeiten. Zudem absolvieren Väter in Haushalten mit Kind pro Woche ein um zwei Stunden größeres Arbeitspensum als Mütter.

»Ich arbeite jetzt effizienter«

Der Berliner Kulturwissenschaftler Leander Scholz, 46, pausierte beruflich, um sich um seinen Sohn zu kümmern

Während der Schwangerschaft meiner Frau waren wir uns einig: Wir wollten uns die Elternzeit teilen, uns gleichermaßen auf Familie und Job konzentrieren. Später wollten wir beide wieder in Vollzeit arbeiten. Aber es kam anders. Ein TV-Sender bot meiner Frau eine leitende Position an. Ich verstand, dass sie diese Chance ergreifen musste, und blieb länger zu Hause als sie. Als Wissenschaftler konnte ich an der Universität pausieren, ohne Sorge, danach nicht wieder arbeiten zu können.

Anderthalb Jahre lang kehrten wir die klassischen Rollen um: Ich konzentrierte mich auf das Kind und den gesamten Haushalt, widmete mich Aufgaben, die häufig ausschließlich Frauen machen.

Früher habe ich mich gewundert, wenn Eltern von kleinen Kindern nicht einmal mehr in Ruhe telefonieren konnten. Aber ich lernte schnell: Es ist sehr schwierig, sich bei einem Telefonat zu konzentrieren, wenn zugleich ein Baby umsorgt werden will. Auch die Vorstellung, mit einem Kleinkind könnte man zwischenzeitlich etwas am Schreibtisch erledigen, ist meiner Meinung nach wirklichkeitsfremd. Elternzeit ist keine Auszeit!

Und doch benahmen sich manche meiner Kollegen so, als würde ich eine Weltreise unternehmen. Elternzeit – das schien vielen ein Zeichen für mangelnden Einsatzwillen zu sein.

Als ich schließlich an die Universität zurückkehrte, fragte mich jemand: Wieso haben Sie denn nicht abgewartet, bis sie Professor sind? Gerade so, als handele es sich bei einem Kind um eine Art Hobby, das man immer dann pflegt, wenn einem danach ist.

Nun habe ich eine Lücke in meinem Lebenslauf, die ich immer erklären muss. Und in den beruflichen Netzen, die man sich als Wissenschaftler über verschiedene Universitäten hinweg aufbaut, finde ich nur allmählich wieder Anschluss.

Dabei fühle ich mich selbst gestärkt durch Elternzeit und Familie: Ich gehe gelassener mit Überraschungen um, arbeite effizienter. Schade, dass solche Veränderungen in der Arbeitswelt kaum anerkannt werden.





»Ich schleppte mich nur noch von Tag zu Tag«

Anna Rausch*, 40, hat zwei Kinder und arbeitet Vollzeit. Lange fühlte sie sich wie eine Getriebene

Ole war etwa ein Jahr alt, als ich das Angebot bekam, in einer Marketingagentur zu arbeiten. Da begannen die Fragen. Zu viel Arbeit? Zu früh? Aber wofür hatte ich studiert? Und was wäre, wenn ich Nein sagte? Zudem reichte das Einkommen meines Mannes allein für die Familie nicht aus.

Irgendwann beschlossen wir: Ole geht vormittags zu einer Tagesmutter, am Nachmittag passt meine Schwiegermutter auf ihn auf. Damit ich mein Arbeitspensum bis zum Abholen erledigen konnte, musste ich zügig arbeiten; Pausen wurden die Ausnahme. Gegessen habe ich meist nebenher oder gar nicht. Mein Mann unterstützte mich, aber als Ingenieur war er häufig auf Dienstreise.

Als ich Cloe zur Welt brachte, ging mein Leben so weiter. Ich vernachlässigte mich selbst, um den Kindern einen schönen Alltag zu bieten – und ihnen auch Wünsche wie Musikunterricht oder eine Spielekonsole zu erfüllen. Ich wurde immer erschöpfter, schleppte mich nur noch von Tag zu Tag.

Während einer Mutter-Kind-Kur wurde mir im Gespräch mit einem Psychologen schließlich klar, wie getrieben ich mich fühlte. Schon bei der Vorstellung, nach der Kur wieder ins Büro gehen zu müssen, bekam ich Herzrasen, Schweißausbrüche, Panik.

Ich brach zusammen und meldete mich krank, blieb drei Monate zu Hause. Unter professioneller Anleitung übte ich, mir vorzustellen, ich hätte eine fünf Zentimeter dicke Schutzhülle. Mit dieser Idee im Kopf kehrte ich zur Arbeit zurück. Erst zwei Stunden täglich, dann vier, dann sechs.

Vieles mache ich heute besser: Ich atme bewusster, spüre meinen Körper und merke schnell, wenn ich es wieder nur anderen recht machen will. Es fällt mir aber schwer, diesen Impuls ganz abzuschalten. Deshalb kann ich leider nicht sagen, dass die Krise mich völlig verändert hat. Spätestens dann, wenn zum täglichen Pensum etwas hinzukommt, das nicht vorgesehen war, bin ich in Gefahr, erneut zusammenzubrechen.

Für Überraschungen gibt es keinen Platz in meinem Leben. Nur wenn alles planmäßig verläuft, kann ich als Mutter und im Job meine Sache gut machen.

* Name von der Redaktion geändert.

Wer allerdings etwas genauer hinschaut, wird feststellen, dass Chancen und Pflichten zwischen den Geschlechtern keineswegs gleichmäßig verteilt sind. Mütter verbringen im Durchschnitt nur ein knappes Drittel ihrer Arbeitszeit mit bezahlten Jobs und mehr als zwei Drittel mit unentgeltlichen Aufgaben wie Haushalt, Ehrenamt oder der Betreuung von Angehörigen. Viele erwirtschaften auf diese Weise nur spärliche Renten, vor allem, wenn es später zur Trennung kommt.

Bei Vätern ist es umgekehrt: Sie widmen fast zwei Drittel ihrer Arbeitszeit dem Geldverdienen und somit der Alterssicherung.

Zufrieden aber sind auch sie oft nicht: Jeder zweite Vater wünscht sich weniger Stunden am Arbeitsplatz und jeder dritte sagt, er würde sich gern mehr um seine Kinder kümmern. Die Betonung liegt auf „würde“, denn die Realität sieht anders aus.

Jede zehnte Mutter in Deutschland steigt **für immer aus dem Beruf** aus

Laut Statistischem Bundesamt verbringen Frauen nach wie vor etwa doppelt so viel Zeit mit ihren Kindern wie Männer. 2012/2013 widmeten sich Mütter im Schnitt 105 Minuten am Tag ihren Töchtern und Söhnen, Väter beschäftigten sich gerade mal 51 Minuten mit dem Nachwuchs. Das waren täglich nur etwa zehn Minuten mehr als elf Jahre zuvor. Auch beim Aufräumen, Waschen oder Bügeln lassen die meisten Väter den Müttern weiter den Vortritt.

Kommt nach der „Generation Gysi“, in der Väter ihr Familienleben oft schlicht verpasst haben, jetzt die Generation „Leider, leider“? Also eine Generation, die Partner- und Elternschaft eigentlich gleichberechtigt gestalten

wollte, dann aber doch auf die alten Pfade zurückkehrte?

Die Metamorphose der Familie in Deutschland jedenfalls, die jetzt überall beschworen wird, vollzieht sich langsam. Die herkömmliche, vor allem westdeutsch geprägte Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern hält sich hartnäckig. Und das, obwohl die Berufstätigkeit von Frauen zunimmt.

Nach Angaben des Bundesfamilienministeriums lag die Erwerbsquote von Frauen vor der Geburt eines Kindes 2008 bei 55 Prozent. 2013 stieg sie auf knapp 69 Prozent. Die Berufstätigkeit von Frauen wird also selbstverständlicher, und sie ist nicht aus der Not geboren, sondern von vielen gewollt.

Als das Allensbach-Institut kürzlich die Bevölkerung zur Aufgabenteilung in Familien mit Kindern unter drei Jahren befragte, wünschten sich 61 Prozent der Teilnehmer mehr Unterstützung für diese Eltern, damit beide Partner trotz Nachwuchs berufstätig sein können. 71 Prozent der befragten Eltern gaben an, dass vor der Geburt des ersten Kindes beide Partner Vollzeit arbeiteten. Nach dem Ende der Elternzeit entschieden sich 63 Prozent der Paare in den alten Bundesländern für ein Modell, in dem der Vater Vollzeit und die Mutter nur noch stundenweise oder gar nicht arbeitete. In Ostdeutschland wollten das nur 27 Prozent.

Im Jahr 2013 ging bereits **jeder dritte Vater** in Elternzeit

Jede zehnte Mutter in Deutschland steigt dauerhaft aus dem Beruf aus. Bei den Vätern sind das nur zwei Prozent.

Entweder Kind oder Karriere – vor dieser Entscheidung stehen zu viele Frauen in Deutschland, kritisiert Jutta Allmendinger, die Leiterin des Wissenschaftszentrums Berlin

»Im Vorlesungssaal saß ich mit dem Baby im Tragetuch«

Die Gießener Juristin Liane Wörner, 40, lernte in den USA, im Alltag mit den Kindern gelassener zu sein

Hannah kündigte sich zu einem schlechten Zeitpunkt an: Ich war 24 Jahre alt, kurz vor dem zweiten juristischen Staatsexamen und zusammen mit meinem jetzigen Mann auf dem Sprung in die USA, wo ich noch einen Masterstudiengang belegen wollte. Wir beschlossen, einfach weiterzumachen. Wenige Wochen nach ihrer Geburt schrieb ich die Abschlussklausuren, kurz darauf ging es in die USA. Wir wohnten in einer Siedlung mit vielen Studenten. Dort war es völlig normal, dass junge Frauen Mütter waren und zugleich studierten oder arbeiteten. Wir konnten Hannah in den Vorlesungssaal mitnehmen, sie war überall im Tragetuch mit dabei. Gelegentlich gaben wir sie zu einer Tagesmutter. Niemand fand das seltsam. Das hat uns gelassener gemacht.

Zurück in Deutschland, bekamen wir eine weitere Tochter: Elisa. Sie akzeptierte anfangs nur mich, also brachte ich Hannah zur Kita, setzte mich an den Schreibtisch, schlang mir ein Tuch um, knotete es an ihre Schaukel und bewegte mich mit dem Drehstuhl: Elisa wippte und war friedlich – ich konnte arbeiten.

Inzwischen haben wir vier Töchter. Und mit jeder fand sich ein Weg, wie ich weiterarbeiten konnte; vielleicht auch, weil die Geburten immer in Schreib- und Prüfungsphasen fielen: Mit Hannah habe ich das zweite Staatsexamen gemacht, mit Elisa die Masterarbeit, mit Margarethe die Promotion. Und mit Josephine arbeite ich jetzt an meiner Befähigung zur Professur.

Sicherlich: Ich bin immer auf jemanden angewiesen, muss mich verlassen können auf die Kita und meinen Mann, der mehrfach Elternzeit genommen hat, insgesamt 30 Monate. Seiner Karriere bei der Bundespolizei hat das bisher nicht geschadet.

Wir waren von Anfang an entschlossen, unsere Berufswege zu verschachteln: abwechselnd kürzerzutreten und zu pausieren, wenn der andere sich mehr auf den Job konzentrieren muss.

Wenn wir unsere Familie geplant hätten, hätten wir keines dieser wunderbaren Kinder bekommen, davon bin ich überzeugt. Denn dann stellt sich vieles als sehr schwierig dar. Besser ist es, den Alltag auf sich zukommen zu lassen; es findet sich immer ein Weg. Und man ist nicht so enttäuscht, wenn etwas schiefgeht.

Durch dieses Vertrauen ins Leben wurden wir reicher beschenkt, als wir es je hätten planen können.



für Sozialforschung und selbst Mutter eines Sohnes. Rund 5,6 Millionen „Schattenfrauen“ gebe es in der Bundesrepublik. Gemeint sind Frauen, die nicht arbeiten, obwohl viele von ihnen jung und gut ausgebildet sind. „Besonders Mütter müssen achtgeben, an ihre Zukunft zu denken, und diese selbst in die Hand nehmen“, schreibt die Soziologin. Zu viel berufliches Potenzial werde da verschenkt, zumal in Zeiten des Fachkräftemangels. „Wir brauchen diese Frauen schon heute.“ Gemeint ist: auf dem Arbeitsmarkt.

Nur: Wie kann der Staat Frauen zum Kinderkriegen ermutigen und wie zur Rückkehr in den Beruf?

Als Anreiz, beides zu vereinen, soll das Elterngeld dienen. Wird ein Kind geboren, zahlt der Staat ein Jahr lang dem Elternteil, der daheim bleibt, je nach Höhe des Voreinkommens mindestens 65 Prozent des letzten Nettogehalts und maximal 1800 Euro. Das gilt zunächst für zwölf Monate. Steigt auch der andere Elternteil mindestens zwei Monate aus dem Beruf aus, gibt es bis zu 14 Monate Elterngeld. So sollen gerade Väter motiviert werden, sich ihren neugeborenen Kindern zu widmen.

2015 führte die Bundesregierung eine weitere Regelung ein, um die Elternzeit flexibler zu gestalten: das ElterngeldPlus. Es soll Väter und Mütter ermutigen, schon während des Elterngeldbezugs in Teilzeit zu arbeiten. Die noch ausstehenden Elterngeldmonate werden dann entsprechend verdoppelt und der Bezug halbiert.

Gehen beide Eltern nach der Geburt eines Kindes gleichzeitig einem Teilzeitjob nach, gibt es als Partnerschaftsbonus zusätzlich vier Monate länger staatliche Leistungen.

Die Botschaft des Gesetzgebers lautet also: Frauen, traut euch, Kinder zu bekommen – und kehrt beizeiten in eure Berufe zurück, insbesondere wenn ihr qualifiziert seid. Und Männer, wenn ihr erfolgreiche Partnerinnen wollt und mehr mit euren Kindern erleben möchtet, dann tretet beruflich auch mal kürzer und beweist euch am Wickeltisch.

Das Elterngeld kommt bei den Familien immer besser an. Vor seiner Einführung im Jahr 2007 stieg nur jeder 20. Vater vorübergehend aus dem Job aus, um sein Kind zu betreuen. Ab 2008 ging laut Bundesfamilienministerium bereits jeder fünfte Vater in Elternzeit, ab 2013 jeder dritte.

Das Engagement junger Väter nimmt also zu, auch dank finanzieller Nachhilfe vom Staat. Allerdings kann von gleicher Aufteilung der Babybetreuung noch keine Rede sein. Im ersten Quartal 2015 gingen 88 Prozent der Elterngeldbezüge an Mütter, also nur zwölf Prozent an Väter, ermittelte das Statistische Bundesamt.

Mütter, die fürs erste Kind ihre Berufstätigkeit unterbrechen, bleiben im Schnitt 19 Monate zu Hause – bei den meisten Vätern dauert die Jobpause dagegen nur zwei Monate. Fast jeder fünfte Vater sagt, er wäre gern in Elternzeit gegangen, habe aber darauf verzichtet.

Das hat vor allem ökonomische Gründe. Zwei von drei Vätern, die nicht zu Hause blieben, gaben in einer Umfrage an, die Familie könne es sich nicht leisten, wenn sie aussetzten, denn sie verdienten mehr als ihre Partnerinnen.

Einer von drei Vätern sagte, seine Lebensgefährtin wolle sich lieber um die Kinder kümmern. Fast drei Viertel befürchteten Nachteile im Beruf oder fanden, eine Auszeit sei schwer zu organisieren.

Aber es gibt auch jene Paare, die versuchen, Beruf und Familie für beide Partner in Einklang zu bringen. Das funktioniert oft, auch wenn im Alltag mehr abgesprochen und vieles daheim verändert werden muss: Zwischen 2012 und 2013 verbrachten Frauen laut statis-

tischem Bundesamt im Schnitt etwa zweieinhalb Stunden pro Woche weniger an Putzeimer, Wäscheleine oder Kochtopf als elf Jahre zuvor. Männer verzichteten eher auf das Heimwerken oder die Gartenarbeit.

Viele Paare nehmen solche Kompromisse in Kauf. Gerade Eltern, die beides haben wollen, Zeit für Kinder und berufliche Erfüllung, wissen, dass das seinen Preis hat. Nicht wenige erleben ihren Alltag wie in einer Beschleunigungsmaschine. In einer Umfrage gaben 62 Prozent der Interviewten an, dass Hetze und Zeitdruck zum Alltag gehörten. Drei von vier Eltern zwischen 30 und 39 Jahren sagten, dass sie sich selbst sehr unter Druck setzten. Gut jeder vierte Vater und jede fünfte Mutter wünschten sich mehr Zeit allein mit dem Partner.

In ihrem Buch „Geht alles gar nicht“ beschreiben die Journalisten Marc Brost und Heinrich Wefing den Alltag in Familien, in denen beide Eltern beruflich ambitioniert sind und Vollzeit arbeiten: „Wir versuchen Belastungen zu minimieren. Wir bringen die Hemden in die Reinigung, engagieren eine Putzhilfe, ab und zu einen Babysitter. Outsourcing nennen wird das, Outsourcing von lästiger Arbeit im Haushalt. Schon der Begriff ist verräterisch, klassische Management-Sprache.“

Zum ganz normalen Familienwahnsinn gehöre etwa, am Samstag beim Fußballspielen mit den Kindern noch schnell die Mails aus dem Büro zu prüfen, die Familie wie ein Unternehmen zu organisieren und mit dem Partner pausenlos um Termine und Zeitfenster für die Kinder zu feilschen.

„So werden aus Turteltäubchen irgendwann Tarifparteien“, schreiben die Autoren. Paare mutierten zu hoch effizienten Arbeitsteams, und bei vielen stehle sich irgendwann die Liebe davon.

Willkommen im Klub, halten berufstätige Mütter den klagenden Vätern entgegen. Sie kennen den Wettlauf mit der Zeit nur zu gut. Und auch die Politik hat inzwischen bemerkt, wie sehr der Organisationsdruck in vielen Familien wächst. Die „Rushhour“ des Lebens müsse entzerrt werden, fordert Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig.

Sie meint die Lebensphase, in der viele Eltern beruflich leistungsfähig sein sollen, schulpflichtige Kinder zu versorgen haben und womöglich auch pflegebedürftige Eltern.

„Damit aus der geforderten Generation keine überforderte Generation wird, müssen wir Männer und Frauen darin unterstützen, ihre Zeit partnerschaftlich aufzuteilen“, erklärt Schwesig. Mit anderen Worten: Wenn Mütter Geld verdienen und Väter mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen wollen, muss der Staat dafür Ideen entwickeln.

Bundespräsident Joachim Gauck hat mit dem Überlegen schon mal begonnen. Eltern seien in der Mitte des Lebens „mit Kindern und Karriere systematisch überfordert“, sagte er im März 2015 in einem Vortrag über die alternde Gesellschaft. Da jedoch die Lebenszeit länger werde, könnten Aufgaben umverteilt werden. Viele Ruheständler sehnten sich nicht nach Ruhe, sondern wollten in der Arbeitswelt länger gebraucht werden. Das könnte Jüngere entlasten, denen so mehr Zeit für die Familie bliebe. Und die Karriere?

Die **Rushhour des Lebens** muss entzerrt werden, fordern Politiker

„Auch mit 50 oder 60 kann man aufsteigen und Führungspositionen erreichen“, so Gauck. „Eine der wichtigsten Botschaften des demografischen Wandels heißt doch: Wir gewinnen Lebenszeit. Es geht darum, diese Zeit sinnvoll zu nutzen und zu verteilen.“

Der Bundespräsident greift damit eine Idee der Soziologin Jutta Allmendinger auf. Sie schlägt vor, dass Männer und Frauen ihre Lebensarbeitszeit ausdehnen sollten, weil sie im Alter länger gesund blieben. In den mittleren Jahren aber, in denen die Familie sie brauche, könnten sie sich auf eine 32-Stunden-Woche im Job beschränken – und sich so auch Freiraum für anderes verschaffen. „Wir müssen uns weiterbilden, wollen Kinder erziehen, Eltern pflegen und brauchen auch mal eine Auszeit für uns selbst. 32 Stunden in der Woche, gedacht als Durchschnitt über das gesamte Erwerbsleben, erlauben diese Auszeiten“, sagt Jutta Allmendinger.

Das Modell sei volkswirtschaftlich attraktiv, rechnet sie vor. Denn wenn beide Partner je 32 Stunden arbeiten gingen, sei das in der Summe mehr, als wenn der Mann in einer 40-Stunden-Woche Geld verdiene, die Frau aber so gut wie gar nichts beitrage.

Eric Schweitzer, der Präsident des Deutschen Industrie- und Handelskammertages, gibt ihr recht. Wenn Unternehmen die Arbeitszeit entzerrten und neue Wege einschlügen, kämen Frauen nicht nur leichter aus der Teilzeitfalle, auch die Wirtschaft profitiere: „Durch die Demografie werden uns künftig Millionen Arbeitskräfte fehlen. Wenn wir diese Arbeitsleistung nicht ersetzen, können wir unser jetziges Sozialprodukt nicht mehr erwirtschaften.“

Unter dem Aspekt der volkswirtschaftlichen Nutzbarkeit allein aber wollen manche Mütter sich nicht beurteilt wissen. „Lasst uns in Ruhe mit den Powerfrauen“, schreiben die Journalistinnen Susanne Garsoffky und Britta Sembach.

In ihrem Buch „Die ‚Alles ist möglich‘-Lüge“ fordern sie mehr Respekt für Mütter, die wegen ihrer Kinder auf beruflichen Aufstieg verzichten.

Es wird gestritten um Deutschlands Familien. Sehr. Ihre Verwandlung, so scheint es, hat gerade erst begonnen.

♦

Constanze von Bullion, Jg. 1964, ist Redakteurin im Politikressort der »Süddeutschen Zeitung«.
Antonina Gern, Jg. 1966, arbeitet als Fotografin in Hamburg.